

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 356.

Sonntag, 31. Dezember

1933.

Die allzu ordentliche Elisabeth

Roman von Gabriele Eckhard

23. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In Stefans Wohnung öffnete Herr Friedrich, ihr durch zahllose Anekdoten seines Chefs bekannt. Herr Friedrich war Stefans Kammerdiener, Koch und Hausknecht, Bürodiener und Bote. Er unterzog sich willig jeder Arbeit, sei sie noch so schwer und er verstand absolut jede — aber er hatte eine Spezialität: er mußte angemessen gekleidet sein! Nicht um sein Leben wäre er in der Litewka des Bürodieners mit einer Silberkiste auf dem Schiefkarren zur Bahn gegangen, dazu wurden Korksamthosen und eine blaue Schürze angezogen. Der schwarze Jacketanzug mit schwarzer, kleiner Schleife, den er als Kammerdiener trug, war eben nur für dessen Funktionen da — der Koch kochte in strahlendem Weiß. Stefan hatte immer behauptet, Herr Friedrich sei vor unendlichen Zeiten Verwandlungskünstler im Varieté gewesen, denn eben noch hatte er ihn als Koch in der Küche hantieren sehen — und schon servierte der Kammerdiener das Zubereitete. Herr Friedrich war ein älterer Herr, er und sein Chef fanden sich gegenseitig exzentrisch, aber sie achteten einander. Herrn Friedrich gefiel die kleine Dame, die heute das erste Mal hier auftrat — so zart, so reizend, so jung!

Er servierte den Kaffee, stellte Liköre, Zigaretten und Gebäck hin und zog sich zurück.

Stefan zeigte Eve in seinem großen Bibliothekszimmer zwei Bilder, von denen er sich nie hatte trennen können, nicht einmal während der Inflationszeit, und die er deswegen nicht mehr im Geschäft hängen ließ: ein Männerbildnis, das Dürer zugeschrieben wurde, und eine kleine raffinierte Kokette Lucrezia von Lukas Cranach. Eve, die sich unbefangen geben wollte, bewunderte die Bilder, die auch wirklich liebenswert und schön waren, und auf einmal, ohne jede Gedankenverbindung, dachte sie, was wohl Remigius dazu sagen würde, der die alten deutschen Meister vor allen anderen Malern liebte. Sie war selbst erstaunt und erschüttert durch die Tatsache, daß sie gerade an Remigius denken mußte, jetzt bei Stefan, in einer Situation, die er sicher schon als vollkommen eindeutig empfand.

Sie setzte sich auf ein tiefes und weiches, altes englisches Sofa und Stefan goß ihr den Kaffee ein. „Wie gefällt es Ihnen bei mir?“ fragte er.

„Gut,“ entgegnete Eve höflich.

„Wollen wir mit diesem unvorschriftsmäßigen Stoff Brüderschaft trinken?“, er hob die Kaffeetasse.

„Nein“, sagte Eve trocken, „ich duze mich nicht gern mit fremden Menschen.“

„Bin ich dir denn noch ein fremder Mensch?“ Stefan hatte die Tasse wieder hingestellt und plötzlich umfaßte er Eves Schultern mit seinem rechten Arm: „Sag, daß ich dir kein Fremder bin.“

„Ach woher“, sagte Eve sachlich und dachte, ob das Mädchen Marie wohl bei Remigius geblieben war und ihn versorgte.

Stefan rückte näher an sie heran, er zog sie an sich, während sie unaufmerksam überlegte, ob es nicht ein unnötiger Affront für Remigius sei, daß sie sich die

Möbel schiden ließ — da fühlte sie Stefans Mund auf ihren Lippen.

Ein furchtbarer Schreck durchfuhr sie. „In welche Situation, mein Himmel, habe ich mich gebracht,“ dachte sie, „wo ich doch nur Otto, nur Otto —“ sie stemmte die Arme gegen Stefans Brust, und er ließ sie auch sofort los.

Er war gekränkt, aber er war viel zu sehr Kavaliere, um eine Frau zu Zärtlichkeiten zu zwingen, die sie nicht wollte.

„Sie sind albern,“ sagte Eve böse.

„Aber ich liebe Sie doch!“

Eve hörte das und wunderte sich. Eigensinnig und egoistisch gab sie sich nicht Rechenschaft, daß sie vielleicht mit den besten Gefühlen eines Menschen ein leichtfertiges Spiel getrieben hatte — was ging es sie an, wenn Stefan sie liebte, sie hatte ihn nicht darum gebeten! Ein nettes Erlebnis, ein hübscher Flirt, das hatte sie haben wollen — aber lieben — lieben konnte sie nur Otto.

Sie überwand sich aber doch, zu sagen, obgleich sie es nicht fühlte und es nur aus einer Art von Konvention tat: „Es tut mir leid, daß Sie sich über meine Empfindungen getäuscht haben.“

Stefan war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. „Sie haben sich häßlich zu mir benommen,“ sagte er, „aber das macht nichts. Sie werden sich besinnen, Sie werden mich heiraten.“

„Aber ich bin doch verheiratet!“

Stefan antwortete eine kleine Weile nicht, dann erwiderte er sachlich: „Sie werden sich scheiden lassen! Ich kann warten, ich werde warten — wir werden noch sehr glücklich zusammen sein.“

Eve hatte garnicht recht hingehört. „Ich möchte gehen,“ sagte sie.

„Ich jähre Sie ab.“

„Nein, ich danke Ihnen, ich möchte allein sein, schließen Sie mir bitte nur die Haustür auf.“

„Eve, so können Sie mich doch jetzt nicht allein lassen — und dieser Kasser aus Münster, den ich nachher treffen muß! — Eve, bedente ich Ihnen denn gar nichts?“

„Vielleicht ein andermal“, sagte sie mit einer schwebenden und fernen Stimme, „heute jedenfalls muß ich noch sehr viel bedenken und überlegen.“

Er ließ sie aus dem Zimmer vorgehen und sagte kein Wort mehr.

Auf Wiedersehen,“ sagte Eve an der Haustür, „rufen Sie mich doch mal wieder an.“

„Nein,“ sagte er, „ich bin ja schließlich kein Narr, — wenn Sie mich zu sehen wünschen, bitte ich um Ihren Anruf — ich werde Ihnen nicht mehr lästig werden.“

Eve war schon aus der Tür getreten, er schloß hinter ihr ab und ging in die Wohnung zurück — er war verletzt und traurig zugleich, daß er meinte, in seinem Leben noch nie einen so herben Schmerz gefühlt zu haben. Er setzte sich in einen Sessel und überlegte — aber was gab es da zu überlegen: Eve machte sich nichts aus ihm. Das war ein einfacher und klarer

— sich noch vor einer zweiten Frau zu blamieren, dazu hatte der von Frauen verwöhnte Stefan zuviel von der Eigenschaft, die er selbst männlichen Stolz nannte, wenn es auch nur gekränktes Selbstbewußtsein war.

Aber das war ja in dieser Situation gleichgültig: das Bewußtsein seines männlichen Stolzes half ihm über den Abend hinweg.

Als Eve auf der Straße stand, hatte sie sich nach einem Taxi umgesehen, aber in der stillen Villenstraße der Kolonie Grunewald war natürlich weit und breit keins zu sehen. Sie kannte diese Gegend nicht sehr gut und hatte außerdem auf der Hinfahrt auch nicht darauf geachtet, in welche Straßen Stefan mit dem Wagen eingebogen war. So machte sie sich denn zu Fuß in der Richtung auf, in der sie die Halensee-Brücke vermutete, kam auch schließlich nach einer nicht langen Zeit auf die Königsallee und hoffte dort einen Wagen zu bekommen.

Da fiel ihr plötzlich zu ihrem Schrecken ein, daß sie, als sie ihre Habseligkeiten von einer Handtasche in die andere gekramt hatte, einiges in der ersten gelassen hatte, weil die Abendtasche klein war und der Schlüsselbund zuviel Platz fortnahm — unter einer Straßenlaterne blieb sie stehen und öffnete hastig die Tasche: sie hatte in der Tat ihre Geldbörse in der anderen Tasche stecken lassen! Was sollte sie nun tun?

Sie ging weiter und dachte nach. Da sie fest entschlossen war, Elisabeth von den Ereignissen des heutigen Abends kein Sterbenswörtchen zu erzählen, mußte sie also bei Hartmann und Hartmann erscheinen, damit die Schwester nicht stuhig wurde. Da sie aber unmöglich zu Fuß bis in die Leipziger Straße kurz vor dem Spittelmarkt gehen konnte, würde sie nach der Regensburger Straße wandern, ihr Geld holen und dann mit der Untergrundbahn in die Stadt fahren.

Sie machte sich also auf den Weg. Es war kein Spaß, ziemlich spät am Abend in einem langen Kleid, das sich bei jedem Schritt um die Beine schlang, vom Grunewald nach der Regensburger Straße zu laufen! Aber sie hatte wenigstens Mute zu überlegen.

Eine merkwürdige Kühle war über sie gekommen, wie immer in Situationen, die plötzliche und schwerwiegende Entschlüsse erfordern. So kühl war sie auch von Karlsruhe abgefahren, — sie mußte jetzt ausführlich und folgerichtig denken, was sie zu tun hatte. Daß sie plötzlich wieder erkannt hatte, daß Otto Remigius der einzige Mann war, den sie lieben konnte, hatte — darüber war sie sich sofort im klaren, keinen Einfluß darauf, wie er zu ihr stand, denn daß sie ihn liebte, das hatte er ja immer gewußt. Was also konnte, was mußte geschehen, das fragte sie sich jetzt, als die Lichter von Halensee vor ihr auftauchten, um eine Besserung ihrer Beziehungen herbeizuführen?

An Stefan Weidmann dachte sie nicht mit einem Gedanken mehr. Die Stunden mit ihm waren in das Meer der Vergessenheit für sie gesunken, all seine Nettigkeit, all seine Zartheit, all seine Bemühung — alles war fort, als habe sie es nie verdurstend eingejogen — er war für ihr Gefühl nur ein Bekannter ihrer Schwester, ein etwas gar zu verwöhnter und gewandter Herr, dessen leichte und unerwünschte Zudringlichkeit sie noch rechtzeitig abgewehrt hatte.

Als sie in der Regensburger Straße angekommen war, war sie schon recht müde und die Überlegungen, die sie auf dem ganzen langen Wege angestellt hatte, waren auch nicht gerade ermunternd gewesen. Die Versuchung, Elisabeth abzutelephonieren und zu Haus zu bleiben, war sehr groß, aber plötzlich fürchtete sie sich davor, mit ihren schweren Gedanken allein zu sein, nahm ihre Geldtasche an sich und ging wieder.

Elisabeth lauerte noch in einem Fenster, als Eve eintrat. Sie sah nur flüchtig auf und begrüßte sie, aber da Eve nicht antwortete, erhob sie sich und trat herzu, stellte Frau Malleska vor und fragte, wie der Abend gewesen sei?

„Ich bin todmüde“, sagte Eve, „wenn du mir nicht

„Wie du willst“, sagte Elisabeth, „man sieht es dir an, daß du abgespannt bist. Hast du Kopfschmerzen? Ich habe Gardan in der Handtasche, falls du etwas nehmen willst.“

„Nein, danke, ich glaube, meine Augen sind überanstrengt, ich habe heute sehr viel gearbeitet, und in dem Lokal war es so rauchig — ich kann heute kein Licht mehr vertragen.“

„Also gut, dann steige inzwischen ein, es wird aber noch mindestens dreiviertel Stunde dauern, bis ich weggehen kann.“

„Das macht gar nichts.“

Elisabeth schloß den Wagen auf, wobei der bestürzten Frau Malleska klar wurde, daß Rajetan kein Mann, sondern ein Auto war, Eve setzte sich hinein und Elisabeth kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

Eve saß also im dunklen Wagen auf dem Platz neben dem Führersitz und ihre Gedanken nahmen den Kreislauf wieder auf. Und auf einmal glaubte sie zu wissen, daß nur eine persönliche Aussprache dazu nötig wäre, um die Mauer von Unfreundlichkeit und Kälte, die sich zwischen ihr und Remigius erhoben hatte, umzustürzen, sie würde mit ihm sprechen, ganz ruhig und ohne Vorwürfe und er würde aus ihren Worten hören, daß sie ihn liebte und daß alles wieder gut werden sollte. Was sie sagen würde, wie konnte sie das jetzt planen, aber sie wußte, daß ihr ihr Gefühl im Moment das richtige Wort eingeben würde. Und zwar so rasch wie möglich mußte sie ihn sprechen! Nicht erst morgen früh Erörterungen mit Elisabeth beginnen, die Koffer packen und gemütlich abreisen, nein, noch heute mußte sie fahren, jede Stunde, die verrann, war ein neues Steinchen auf der Mauer, die sie doch niederreißen sollte! Jetzt, sofort auf der Stelle mußte sie abfahren, nicht erst lange warten. Wenn heute abend kein Zug mehr ging, dann würde es morgen früh ganz zeitig einen geben — sie mußte fort, sie mußte, ehe es zu spät war!

Furchtbar erregt schlang sie die Finger ineinander, daß sie snackten, sie wollte zu Otto, sie durfte sich nicht so sehr an sich selbst versündigen, daß sie den einzigen Mann, den sie lieben konnte, durch Hartnäckigkeit und Eigensinn von sich stieß — sie würde zu ihm zurückkehren, sie würde ihn wieder für sich gewinnen. —

Sie stieg aus und schloß ganz leise die Wagentür. Elisabeth stand, wie sie durch eins der Schaufenster sah, im Hintergrund des Ladens vor einem Schrank und wählte Hüte aus, da sie jetzt anscheinend soweit war, daß den aufgestellten Figuren nur noch die Hüte aufgesetzt zu werden brauchten. Einen Moment zögerte Eve, dann öffnete sie die Tasche, zählte ihr Geld nach — gottlob, es waren noch über 50 Mark drin — und im nächsten Augenblick hatte sie einem Taxichauffeur gewinkt. Sie stieg ein, rief: „Anhalter Bahnhof!“ und der Wagen war schon um die Ecke gebogen, ehe Elisabeth wieder an die Fenster herangetreten war.

Elisabeth warf keinen Blick nach draußen. Sie fühlte, daß sie allmählich reichlich müde war und hatte es eilig, auch weil Eve draußen saß, fertig zu werden. Zudem konnte der Wagen inklusive Eve ja nicht gestohlen werden, also war der gelegentliche Blick nach außen, den jeder Autobesitzer schon mechanisch tut, um zu sehen, ob sein Behälter noch vorhanden ist, nicht nötig.

Aber hübsch sahen die Fenster aus! Da brauchte sich Elisabeth vor den Herren Hartmann nicht zu schämen — ihre erste Arbeit war wohl gelungen.

„So hübsche und geschmackvolle Fenster haben wir noch nie gehabt“, versicherte ihr auch Frau Malleska, die ihr den Spaß mit Rajetan nicht übel genommen hatte. „Da werden unsere Herren mal sehen, was das zieht!“

„Hoffentlich“, meinte Elisabeth, „ich möchte mich nicht blamiert haben.“

„Ach, wo denken Sie hin!“ rief die andere, „erstklassig, sage ich Ihnen.“

Sie verschlossen alles sorgfältig, machten das Licht

mehr vorhanden war.

„Sicher war meine Schwester doch zu müde, und ist nach Hause gefahren — wenn ich ankomme, schläft sie bestimmt schon. Soll ich Sie abfahren, Frau Malleska?“

Nicht eine Minute kam Elisabeth auf den Gedanken, daß Eves Verschwinden nicht die landläufigste Erklärung finden würde. Sie wäre sich selbst ganz albern vorgekommen, wenn sie sich überhaupt überlegt hätte, wo Eve geblieben sein könnte!

Frau Malleska hatte sich ein wenig nötigen lassen, nun sah sie sehr geschmeichelt neben Elisabeth, und da sie in der Nähe des Geschäftes wohnte, war es kaum ein Umweg für Kajetan, sie nach Hause zu fahren.

Nach dem ausführlichen Dank und etwas umständlicher Verabschiedung fuhr Elisabeth also wieder nach dem Westen, in sehr guter Stimmung, da sie, was nicht sehr oft vorkam, reißlos zufrieden mit ihrer Arbeit war. Sie sah schon, als sie vom Vittoria-Luise-Platz in die Regensburger Straße einbog, daß ein Mensch vor dem Haus stand. Wer war das wohl? Sicher ein Hausbewohner, der seine Schlüssel vergessen hatte und sie als rettenden Engel begrüßen würde — aber sie würde keinen mit ins Haus nehmen, den sie nicht kannte! Auf keinen Fall!

Sie sah auch schon, daß der Betreffende einen Koffer neben sich zu stehen hatte, wahrscheinlich hatte er also mit einer früheren Ankunftszeit gerechnet und daher die Schlüssel zu Haus gelassen. Sie fuhr nicht rasch, weil sie wirklich totmüde war und ein Grundstüd vor ihrem Hause erkannte sie, wer da stand — und es machte ihr gar keine Freude — da stand Otto Remigius.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsspruch.

Vorwärtsschreiten, vorwärtssehen,
Trotz im Lebenskampfe stehen,
Mutvoll Stromentgegen schwimmen,
Lachend steilen Fels erklimmen!
Nie ermüden, nie erschlaffen,
Rühn die zähen Arme straffen,
Nur der eignen Kraft vertrauen —
— So laßt uns ins Neujahr schauen ...!

Siegfried Bergengruen.

Die Fahnen.

Skizze von Franz Schauweder.

Kurz nach dem Kriegsende wurden die Fahnen eines alten Regiments, das, wie alle, dem Schicksal der Auflösung verfallen war, einem neuen Unterstandsort zugeführt. Zu diesem Zwecke mußten sie durch einige Straßen der großen Stadt, in der das Regiment seit Jahrhunderten gestanden hatte, hindurchgetragen werden.

Die Überführung der Fahnen war der letzte Dienst, den die Soldaten erweisen konnten. Die drei Fahnen traten ihren letzten Weg an. Sie waren von drei Offizieren flankiert. Ihnen folgte eine Kompagnie, zusammengestellt aus allen Kompagnien des Regiments.

Es war ein heller Wintertag, ein Tag von jener kristallinen Reinheit, wie sie sonniger Kälte eigen zu sein pflegt. Die fernsten Dinge standen klar und kalt nahe; das fernste Geräusch war weitab, aber dicht und rein.

Das Geräusch von dem Fahnenmarsch mußte sich auf eine geheimnisvolle Weise durch die Stadt verbreitet haben, obwohl man den Befehl im Geheimen gegeben hatte. Denn kaum war die Kompagnie eine Straße weit gekommen, da standen die Bürgersteige links und rechts voll von Menschen, die schweigend auf den stummen Vorbeimarsch der flatternden Symbole einer ehemals großen Macht starrten.

die beleidigendsten, die höhnvollsten Äußerungen über Soldatentum, Krieg, Deutschland. Wohin ich sah, wurde ich breites Grinsen, wütenden Haß, maßlose Erbitterung gewahrt.

Ich merkte es an all dem: Es nähert sich etwas, so groß und so stark, daß es das Innerste aufrührt und es zu Tage bringt. Und ich sah: Hier waltete die Grundstuppe der Ehrfurchtslosigkeit und Gemeinheit und stieg hoch, um überzulaufen wie ein Deserteur.

Einige Kerle blühten sich und hebelten mit ihren Stöcken Steine aus dem Pflaster, andere versuchten mit zwei in den Mund gesteckten Fingern gellende Pfiffe. Jeder bereitete sich auf seine Weise für den Empfang der sich nähernden Fahnen vor.

Plötzlich wurde fern an der Straßenecke die Spitze eines kleinen Juges sichtbar. Mit einem Schlage standen dort drei Fahnen im Wind.

Im gleichen Augenblick begann neben mir ein Gemurr, das sich im Nu zu lauten Rufen steigerte. Ein Hagel von unflätigen Beschimpfungen prasselte durch einen Schwall von Gelächter. Die Leute schienen durch eine Epilepsie von Haß und Wut überfallen zu sein.

Indessen kamen die Fahnen langsam und stetig heran. Hinter ihnen kroch der kleine graue Zug der Soldaten. Die vereinzelt Beschimpfungen und Schreie steigerten sich zu einem geschlossenen Lärm, und das Lachen zerschmolz zu einem einzigen Gejohle.

Die Fahnen näherten sich ohne Zögern gleichmäßig. Ich konnte die Gesichter der Fahnenträger und der Offiziere erkennen. Es waren die Gesichter der Front: muskulöse, berbe, lantige, hagere Gesichter, versteinte Kimbäden, entfleischte Wangenknochen, harte Stirnen mit Falten wie Risse.

Das Gejohle wurde zum Getöse. Jemand neben mir hob einen schweren Stein auf.

Die Fahnen waren nur noch hundert Meter entfernt. Der Fahnenträger biß die Zähne zusammen. Der Offizier an der rechten Seite blickte aus schmalen Augen zu dem rasenden Haufen hinüber. Es war ein Blick von äußerster Kälte und Leere.

Die Soldaten schritten fast langsam, aber es machte den Eindruck, als sei keine Macht der Welt imstande, ihre Bewegung aufzuhalten. Sie schienen sich unter einem zwingenden Gelehr vorwärtszubewegen. Ihr Marsch machte einen unbeteiligten Eindruck. Es war kein größerer Gegensatz denkbar, als dieser schweigende Marsch und das wilde Chaos der Rasterei, auf das er losging und das ihn erwartete.

Im nächsten Augenblick mußte ein Unglück geschehen, ein Totschlag, ein Straßenkampf.

Die Fahnen waren auf zwanzig Meter heran, auf zehn Meter, auf zwei. Sie schwebten feierlich über der grauen Kolonne und ihrem unberührten Schritt.

Ich wandte mich zu dem Mann, der den Pflasterstein erhoben hielt. Ich fixierte den Mann neben mir an, der unaussprechlich gelbende Pfiffe ausstieß. Ich stemmte mich gegen den schnaubbärtigen Alten, der seit Minuten eintönig denselben Fluch hervorrief.

Der schwere Schritt der Truppe hallte. Die Fahnen standen neben mir, sie flatterten alle drei, vom Winde schräge gezogen, über unseren Köpfen. Die Soldaten marschierten vorbei. Es war nichts zu vernahmen, weder Musik noch Geschrei noch Gepfeif, nur der schwere Schritt des Marsches. Dazwischen nichts weiter als ein einziges sonderbar durchdringendes Geräusch: das Rascheln und Knistern des seidenen Tuches der Fahnen.

Unter dem allgemeinen Schweigen der Menge wurden die drei Fahnen vorbeigetragen. Viele hatten die Hülte abgenommen. Die drei Männer neben mir starrten dem Zuge mit finsternem Schweigen nach. Der Pflasterstein polterte auf die Erde.

„Na ... ja ...“ sagte der schnaubbärtige Alte und schlug mit der Hand durch die Luft. Der Mann mit dem Stein zuckte die Achseln, während der dritte den Atem scharf von sich stieß. Aus dem Hintergrund würgte eine Stimme: „Wenn diese verdammten Lappen nicht wären ...!“

Dann verschwanden die Fahnen, und die Menge zerstreute sich.

Bühnenprobe um Mitternacht.

Reportage von Hans Wörner.

Um zehn Uhr abends — draußen rieselte Nebelregen, und die Reifen der Automobile saugten auf den nassen Straßen — erhob sich mein Tischnachbar und verbeugte sich vor der Dame des Hauses, um Abschied zu nehmen. Niemand schien keinen pünktlichen Ausdruck verhindern zu wollen. „An Ihre Pflicht verlieren wir Sie lieblich getue!“ versicherte der Hausherr. Ich erfuhr, daß mein Mitgast ein Schauspieler sei und ernstlich um diese Zeit zu einer wichtigen Bühnenprobe in das Theater müsse. Bühnenprobe um Mitternacht! „Allerdings ist das heute ein keltener Fall. Wir proben und arbeiten meist vormittags und

„Nichtswort, außer geistlichen Vorstellungen gibt es da gewisse
Vorstellungen, welche die Zuschauer zu dem Schauspiel und den Schauspieler
um die Bühne, außerdem haben wir uns kurz vor der ersten Vor-
stellung mit unserem neuen Schauspiel vor überraschenden Schwie-
rigkeiten. Wir haben uns dahin geeinigt, daß wir heute abend
noch einmal proben wollen. Morgen nämlich soll das Stück zur
öffentlichen Hauptprobe kommen!“

Ich schloß mich dem Schauspieler an. Wir strebten eilig
zum Theater und fanden einen ganz und gar dunklen Bau, in
dem kein Leben mehr zu herrschen schien. Ein kleiner Nebenein-
gang nahm uns auf. Im Hintergrunde des Korridors schimmerte
Licht. Es gab Verbergungen und Ramengemurmel, dann be-
gannen die Künstler mit ihrer Arbeit. Ein hemdärmeliger Mann,
der überall auftauchte und von allen mit Fragen und Erklärungen
angegangen wurde, öffnete ein paar Türen und rief jedesmal:
„Nicht schminken, nur ungefähr die Kleidung, soweit Ihr sie zur
Illusion braucht!“ Es war der Regisseur des Stüdes.

Weniger Minuten löste sich aus einem Durcheinander
und Gelaufe, aus Lachen und Rufen eine Gruppe von Künstlern,
die zur Bühne gingen. Man roch noch die verbrauchte Luft der
erst vor einer halben Stunde geschlossenen Abendvorstellung,
aber zwei Damen baten dringend darum, nicht zu sehr zu lästern.
„Um diese Jahreszeit und zumal vor einer Uraufführung sind
wir in einer dauernden Sorge, uns zu erkalten. Es gibt ja auch
nichts Scheußlicheres!“ erklärte mein Bekannter.

Wir standen in den Kulissen, hinter uns Stapel von Deko-
rationen, Möbelstücken, Leinen, Kisten, Beleuchtungsapparaten,
vor uns die Bühnenfläche, mattes Licht im Zuschauerraum, mitten
in den leeren Stuhlreihen glühte eine Leselampe, hinter der ich
den Hemdärmeligen entdeckte. Ein Bühnenarbeiter brachte ein
paar Schmelz- und einen kleinen Tisch, zwei Schauspieler nahmen
an ihm Platz. „Los!“ rief der Regisseur. Es war in diesem Augen-
blick genau sechzehn Minuten nach elf Uhr.

Alle Künstler standen in den Kulissen. Einige trugen ihre
Mäntel, gruben die Hände in die Taschen und verfolgten auf-
merksam die Vorgänge auf der Bühne. Ganze Dialogszenen
wickelten sich reibungslos ab. Dann wieder gab es einen Zwischen-
ruf vom Platz des Regisseurs her. „Du mußt das betonter bringen,
Gwennie!“ Und die Schauspielerin wiederholte sechs Sätze und
legte einen ganz kleinen Akzent auf die wichtige Stelle des
siebenten Satzes, horchte einen Augenblick zum Platz des Spielers
hin und sprach weiter, als der Mann nichts mehr zu bemerken
schien.

Plötzlich aber sprang der Spielleiter auf und kam auf die
Bühne zu. „Ich habe jetzt den Gedanken, daß wir diese Szene
besser umbauen! Was meint Ihr? Wir ist sie zu lang; es genügt,
wenn Gwennies Partner kurz nach dem Auf schon abgeht. Was
sich die beiden nach dem Buch noch alles sagen, paßt viel besser
in die achte Szene des letzten Aktes. Die Spannung müßte eigent-
lich größer sein, wenn sie sich an dieser Stelle einfach nur küssen,
und dann mehr dynamisch, denke ich mir, mit Hinterher-Erschrecken
und so. Gwennie, versuch es mal!“

Ich war der einzige, der schmunzelte! Alle anderen waren
aufs äußerste gespannt; einige traten aus den Kulissen einen
halben Schritt auf die Bühne hinaus und sahen Gwennie zu.
Es war eine verteilte Sache. Die beiden hatten volle zwei
Wochen an dieser Szene gearbeitet und sie eher zu sehr ausgebaut
als zu wenig. Jetzt plötzlich sollte die ganze, innere Haltung der
spielenden Frau sich ändern! Die Szene begann von neuem.
Jetzt fand der Regisseur die Schauspielerin, die zuvor wie eine
Getriebene wirkte, zu mädchenhaft. „Du mußt dir vorstellen,
Gwennie, daß es über dich kommt wie ein Donnerwetter und
daß es im Grunde ganz ohne deinen Willen geschieht. Nicht gegen
deinen Willen, aber ohne deinen Willen!“ — „Lud, das scheint
mir doch schwieriger zu sein, als du es dir denkst“, rief ein dritter
Schauspieler aus der Kulisse heraus. — „Natürlich ist es schwierig“,
rief der Regisseur ungeduldig. „Wenn es leicht wäre, bräuchten
wir Gwennie zu dieser Rolle nicht!“ Wir schienen, daß alle das
für eine Erklärung hielten, die den Sachverhalt genau traf. Jeden-
falls änderte sich das Spiel der Frau jetzt plötzlich. Sie schien
innere Spannungen von ehrlicher Wut zu empfinden, und
dieser zufällige Ruf machte plötzlich einen erschütternden Ein-
druck. Es ist die nackte Wahrheit, daß der Regisseur buchstäblich
von einem Bein auf das andere hüpfte, mit einem wundervollen
Sprung auf die Bühne schoß und das Mädchen ohne weiteres
umarmte. Während er es aber vorher einfach beim Vornamen
genannt hatte, sagte er jetzt: „Sie sind eben unsere Gwennie,
gnädige Frau!“

Ein Duzend Szenen rollte vorüber, ehe der Regisseur wieder
eingriff. Und dann tat er es nur, um zu sagen, daß die zweite
Hälfte des zweiten und die erste Hälfte des dritten Aktes nicht
erst durchgearbeitet werden sollten. Es käme jetzt auf die sechs
letzten Szenen an. Die Hauptdarstellerin bat um eine kurze Ruhe-
pause; aber sie erschien nach vier Minuten wieder auf der Bühne,
rauchend und etwas blaß. Die erste der sechs letzten Szenen geschah
dem Regisseur nicht, sie wurde wiederholt, eine zweite und dritte

ließen glatt ab, die nächste war eine Einzelszene der Gwennie,
der Regisseur koppte sie in der Mitte ab und ließ zunächst den
Schluß spielen. Dann gab es als letzten Teil der Arbeit jene
Einzelszene.

Die Uhr war genau Eins, meine letzte Bahn war schon weg.
Aber das kümmerte mich nicht. Die Schauspielerin begann. Sie
brachte die ersten Sätze stehend und so, als kämpfte sie mit einer
gräßlichen Bewegung. Der Regisseur tat keinen Ruck. Er ließ
die ganze Szene durchspielen, sie erschien mir unglaublich gut.
Dann aber löschte der Spielleiter plötzlich sein Licht und kam auf
die Bühne. Er zog die Frau neben sich auf einen Stuhl und begann
auf sie einzureden. „Gwennie, du bist fabelhaft. Aber sieh mal,
du mußt eine Kleinigkeit vor diesem Satz von dem toten Ver-
hervorbereiten, man muß zwei Herzschläge vorher schon wissen,
daß etwas Unglaubliches kommen wird. Und dann, denke ich,
solltest du diese Tragik mit dem Kinde noch mehr aufwählen.
Stelle dir vor, es sei nicht ein Mädchen, sondern ein kleiner Junge,
wie du selbst einen hast! Wünschst du, daß wir das Buch noch schnell
ändern und einen Jungen aus dem Kinde machen?“

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie stand ohne weiteres auf
und begann wieder zu sprechen. Der Einsatz der Erregung war
vollkommen, aber in einem der letzten Sätze brach sie plötzlich ab,
warf sich weinend über einen Tisch und rief: „Lud, ich schaffe
das nicht, ich schaffe das einfach nicht!“

Alle waren sehr still. Der Regisseur rührte sich nicht vom
Fled. Es schien eine Weile, als fühle er sich völlig hilflos, dann
ging er auf die Schauspielerin zu und berührte ihre Schulter.
„Gwennie, es wird eine Kleinigkeit für dich sein, wenn du es erst
einmal los hast. Versuch es noch einmal, komm, Liebes!“ Die
Frau hörte gar nicht auf ihn. Er ließ sie gewähren und schien
Luft zu haben, die Probe abzubringen. „Lud, es ist auch so unglaub-
lich gut!“ meinte Gwennies Partner. Der Regisseur nickte. „Man
kämpft eben immer um das Letzte!“ lächelte er und hatte in diesem
Augenblick ein vollkommen abgepanntes Gesicht.

Da richtete die Schauspielerin sich auf und begann zu spielen.
Alle, auch der Regisseur, standen in den Kulissen, die Bühne und
der Zuschauerraum waren vollkommen leer, die Frau konnte
glauben, sie sei völlig allein. Sie sprach die ganze Einzelszene
herunter, begann von neuem und war mit einem Mal sicher und
überwältigend gut. Niemand störte sie. Als die Szene zu Ende
war, stand sie einen Augenblick, sah sich nach den anderen um und
ging ruhig durch die Reihe ihrer Kolleginnen und Kollegen hindurch
in ihre Garderobe.

Zehn Minuten vor zwei standen wir wieder auf der Straße.
Außer ihrem eigenen Schal trug die Frau noch den des Regisseurs.
Er brachte sie an eine Taxistandstelle und kam dann hinter uns
her. „Ich bin jetzt überzeugt, daß unser Stück steht. Wenn die
Uraufführung trotzdem nicht einschlägt, häng ich mich auf!“
meinte er.

Siehste!

Von H. Schmidt-Ellrich.

Ich habe eine Tante, die sagt nichts so gern wie:
„Siehste!“

Wenn ihr kleiner Nefse auf der Straße ausgleitet, wenn
ihr Mann nichts in der Lotterie gewonnen, wenn ihre
Freundin den Zug veräumt hat, wenn ihr Bruder den
Schirm hat stehen lassen —: immer begleitet sie solche
Malheure des Lebens mit ihrem „Siehste!“

Wenn sie nicht meine Tante, sondern die Tante
Napoleons gewesen wäre, — nach der Schlacht bei Leipzig
würde sie zu ihm gesagt haben: „Siehste!“

Man sollte meinen, daß diesem „Siehste!“ ein Ratsschlag
vorangeht wäre, etwas nicht so, sondern anders zu
machen, und daß dieses „Siehste!“ die Rolle einer Vermah-
nung spielte, in Zukunft ihre Belehrungen besser zu respek-
tieren. Aber solche Belehrungen sind nie erteilt worden.
Das „Siehste!“ ist keine Festnagelung des Rechtgehabthabens,
sondern vielmehr die Vorpiegelung des Vorausgewußt-
habens. Es betrifft überhaupt nicht so sehr den Einzelfall,
als eben die gesamte geistige Einstellung zu den Dingen der
Welt. Im Rahmen dieser Einstellung ist es ausgeschlossen,
daß man auf der Straße ausgleitet, Schirme stehen läßt,
den Zug veräumt oder die Schlacht bei Leipzig verliert. . . .

O, wie ich dies „Siehste!“ hasse, diesen grätigen Mißton
der Selbstgerechtigkeit, diese nichtsbeweisende, aber alles
behauptende Interjektion des Dünkels, diesen zweiwüßigen
Irrglauben an eine mögliche menschliche Vollkommenheit!

Millionenfach schwirren die „Siehste!“ herum. Wahr-
lich ist meine Tante nicht allein die Hörige dieses abscheu-
lichen Wortes, das ein Wort der Dummheit ist. Wir aber
pflanzen dagegen das farbenfrohe Banner des heiligen
Rechts auf Dummheiten auf, die ihre Korrektur in sich selber
tragen. Wir lassen uns auch dieses Recht durch kein
„Siehste!“ der Welt verkürzen. „Siehste!“